

(Nachdruck verboten.)

57)

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

„Besuche sind an bestimmten Tagen im Besuchszimmer gestattet.“ sagte der Inspektor, ohne Rechljudow anzusehen.

„Ich muß aber eine Bittschrift an die allerhöchste Instanz zur Unterschrift übergeben.“

„Die können Sie mir geben.“

„Ich muß selbst die Gefangene sehen. Das hat man mir früher immer gestattet.“

„Das war früher.“ sagte der Inspektor mit einem flüchtigen Seitenblick auf Rechljudow.

„Ich habe Erlaubnis vom Gouverneur.“ bestand Rechljudow auf seinem Vorhaben und zog seine Brieftasche heraus.

„Erlauben Sie.“ sagte der Inspektor, nahm immer noch, ohne ihm in die Augen zu sehen, mit langen, trockenen, weißen Fingern, auf deren Zeigefinger ein goldener Ring saß, das von Rechljudow überreichte Papier und las es langsam durch. „Bitte, kommen Sie ins Bureau.“ sagte er.

Im Bureau war dieses Mal niemand. Der Inspektor setzte sich an einen Tisch und blätterte in den Papieren, die auf ihm lagen und hatte augenscheinlich die Absicht, selbst bei dem Besuch zugegen zu sein. Als Rechljudow ihn fragte, ob er nicht die politische Gefangene Bogoduchowskaja sehen könnte, erwiderte der Inspektor kurz, das ginge nicht. „Besuche politischer Gefangener sind nicht gestattet.“ sagte er und vertiefte sich wieder in das Lesen der Papiere. Rechljudow, der den Brief an die Bogoduchowskaja in der Tasche hatte, fühlte sich in der Lage eines schuldigen Verbrechers, dessen Pläne entdeckt und vereitelt sind.

Als die Maslowa in das Bureau trat, erhob der Inspektor den Kopf und sagte, ohne die Maslowa und Rechljudow anzusehen: „Sie können sich sprechen.“ Dann beschäftigte er sich wieder mit seinen Papieren.

Die Maslowa war wieder wie früher gekleidet und trug eine weiße Taillie, Rock und Kopftuch. Als sie an Rechljudow herantrat und sein kaltes, böses Gesicht sah, wurde sie purpurrot, zupfte mit der Hand am Rande ihrer Taillie herum und schlug die Augen nieder. Ihr Bestürzung war für Rechljudow eine Bestätigung der Worte des Portiers im Krankenhaus.

Rechljudow wollte ebenso mit ihr verkehren, wie früher, aber er brachte es einfach nicht fertig, ihr, wie er wollte, die Hand zu reichen — so widerwärtig war sie ihm jetzt.

„Ich bringe Ihnen eine schlimme Nachricht.“ sagte er in gleichmäßigen Ton, ohne sie anzusehen und ohne ihr die Hand zu reichen. „Im Senat ist unser Besuch abgelehnt.“

„Das wußte ich auch so.“ sagte sie mit sonderbarer Stimme, als wenn ihr der Atem ausginge.

Vordem hatte Rechljudow gefragt, warum sie sagte, sie hätte das auch so gewünscht; jetzt sah er sie nur an: ihre Augen standen voller Thränen.

Alles das stimmte ihn nicht milder, sondern brachte ihn im Gegenteil noch mehr gegen sie auf.

Der Inspektor stand auf und begann im Zimmer auf- und abzugehen.

Trotz des Abscheus, den Rechljudow jetzt vor der Maslowa empfand, hielt er es doch für nötig, ihr sein Bedauern über den abschlägigen Bescheid des Senats auszudrücken.

„Verzweifeln Sie nicht.“ sagte er, „das Bittgesuch an die allerhöchste Instanz kann Erfolg haben, und ich hoffe . . .“

„Aber daran denke ich ja gar nicht . . .“ sagte sie und sah ihn mit ihren feuchten und schielenden Augen kläglich an.

„Woran denn?“

„Sie waren im Krankenhaus, und da hat man Ihnen sicher von mir erzählt . . .“

„Ach was, das ist Ihre Sache.“ sagte Rechljudow kalt und zuckelte dabei die Stirn. Das graufame Gefühl gekränkter Stolz, das schon fast beschwichtigt war, erhob sich in ihm mit neuer Festigkeit, sobald sie das Krankenhaus erwähnte. Er, ein Weltmann, dessen Gattin zu werden jedes Mädchen aus den feinsten Kreisen für ein großes Glück hielt, bot sich diesem Weib als Mann an, und sie konnte

nicht warten und trieb Thorheiten mit dem Feldscher, dachte er und blähte sie hagerfüllt an.

„Da unterschreiben Sie das Bittgesuch“, sagte er, holte aus der Tasche ein großes Couvert hervor und legte auf den Tisch. Sie wischte die Thränen mit dem Ende ihres Kopftuchs ab und setzte sich an den Tisch mit der Frage, wo und was sie schreiben mußte.

Er zeigte ihr, wo und was sie schreiben mußte, und sie setzte sich an den Tisch, indem sie mit der linken Hand den rechten Kermel in Ordnung brachte; er aber stand hinter ihr und schaute schweigend auf ihren über den Tisch gebeugten Rücken, der zuweilen von verhaltenem Schluchzen erzitterte. In seinem Innern kämpften böse und gute Gefühle, Gefühle getränkten Stolzes und Mitleids mit ihr, der Leidenden; und das letzte Gefühl trug den Sieg davon.

Was zuerst kam — ob er sie von Herzen bemitleidete, oder an sich und seine Sünden, seine häßliche Handlungsweise gerade in dem Punkte, den er ihr zum Vorwurf machte, — zurückdachte — das wußte er nicht mehr; aber er fühlte sich plötzlich sowohl schuldig als auch bedauerte er sie.

Nachdem sie das Gesuch unterschrieben und den beschmutzten Finger am Rock abgewischt, stand sie auf und sah ihn an.

„Was auch immer kommen mag und was auch vorgefallen ist, meinen Entschluß kann nichts ändern.“ sagte Rechljudow.

Der Gedanke, daß er ihr verziehe, verstärkte in ihm das Gefühl des Mitleids mit ihr, und er fühlte das Verlangen, sie zu trösten.

„Was ich gesagt habe, das thue ich. Wohin man Sie auch verschickt, ich bleibe bei Ihnen.“

„Das ist umsonst.“ unterbrach sie ihn schnell und erglänzte übers ganze Gesicht.

„Denken Sie nach, was Sie für die Reise nötig haben.“

„Ich denke: nichts Besondres. Besten Dank.“

Der Inspektor trat zu ihnen, und Rechljudow verabschiedete sich von ihr, ohne die Bemerkungen des Inspektors abgewartet zu haben, und ging fort. Im Innern aber empfand er ein Gefühl stiller Freude, Ruhe und Liebe zu allen Menschen, wie nie zuvor. Das Bewußtsein, daß keine Schritte der Maslowa seine Liebe zu ihr ändern könnten, erfreute Rechljudow und hob ihn auf eine nie kennen gelernte Gefühlshöhe. Mochte sie Dummheiten mit dem Feldscher treiben — das war ihre Sache: er liebte sie nicht feinetwegen, sondern ihretwegen.

Dabei bestanden die Dummheiten mit dem Feldscher, für die die Maslowa vom Krankenhaus fortgejagt, und von deren tatsächlichen Vorhandensein Rechljudow fest überzeugt war, nur darin, daß die Maslowa, als sie auf Geheiß der Feldscherin, um Brustthee zu holen, in die Apotheke am Ende des Korridors gekommen war und dort einen Feldscher, Ustinow, einen langen Menschen mit Finnen im Gesicht getroffen hatte, sich von ihm losriß und ihn so heftig zurückstieß, daß er gegen das Regal taumelte, von dem zwei Glashäfen herunterfielen und in Stücke gingen.

Als der Oberarzt gerade in diesem Augenblick durch den Korridor ging, das Klirren des zerfallenen Geschirrs hörte und die Maslowa hochrot hinauslaufen sah, rief er sie an: „Na, meine Liebe, wenn Du hier Dummheiten treibst, werde ich Dich an die Luft setzen. Was ist da vorgefallen?“ wandte er sich an den Feldscher und sah ihm über die Brille hinweg streng in die Augen.

Der Feldscher begann sich lächelnd zu rechtfertigen. Der Doktor hörte ihn gar nicht zu Ende, hob den Kopf so hoch, daß er durch die Brille sah und ging in den Krankensaal. Am selben Tage aber sagte er dem Inspektor Bescheid, man möchte ihm an Maslowas Stelle eine etwas gefestere Aufwärtin schicken.

Diese Vertreibung aus dem Krankenhaus unter dem Vorwande von Dummheiten mit Mannsleuten war für die Maslowa deswegen besonders schmerzlich, weil ihr nach dem Zusammentreffen mit Rechljudow Beziehungen zu Männern besonders widerwärtig geworden waren. Der Umstand, daß in Anbetracht ihrer früheren und jetzigen Lage jeder und unter andern auch der Feldscher sich für berechtigt hielt, sie zu beleidigen, und über ihr ablehnendes Verhalten verwundert

war, kränkte sie schrecklich und rief bei ihr Mitleid mit sich selbst und Thränen hervor.

Als sie jetzt zu Rechljudow heraustrat, wollte sie sich vor ihm wegen der ungerechten Beschuldigung rechtfertigen, die er sicher gehört hatte. Als sie aber anfing, sich zu rechtfertigen, da fühlte sie, daß er ihr nicht glaubte, daß ihre Rechtfertigungsversuche nur seinen Verdacht bestärkten. Thränen traten ihr in den Hals, und sie verstummte.

Die Maslowa glaubte immer noch und bestärkte sich fortwährend in dem Glauben, daß sie ihn, wie er das bei ihrer zweiten Zusammenkunft von ihr zu hören bekommen, nicht verziehen hätte und ihn haßte; aber dabei liebte sie ihn schon längst wieder, liebte ihn so, daß sie unwillkürlich alles that, was er von ihr wünschte: aufhörte zu rauchen und zu trinken, das Kofettieren unterließ und als Auswärtigerin ins Krankenhaus ging. Alles das hatte sie gethan, weil sie wußte, daß er es wünschte. Wenn sie jedesmal, wo er davon sprach, sich so entschieden weigerte, sein Opfer anzunehmen und sich mit ihm zu verheiraten, so kam das mit daher, daß sie die stolzen Worte, die sie einmal gesagt, zu wiederholen wünschte; und besonders daher, daß sie wußte, eine Ehe mit ihr würde sein Unglück werden. Sie war fest entschlossen, sein Opfer nicht anzunehmen, aber dabei war für sie der Gedanke quälend, daß er sie verachtete, daß er glaubte, sie wäre so geliebt wie sie früher gewesen, und nicht die Veränderung wahrnahm, die in ihr vorgegangen. Der Umstand, daß er vielleicht jetzt glaubte, sie hätte im Krankenhaus etwas Schlimmes gethan, quälte sie mehr, als die Meldung, wonach sie endgültig zur Zwangsarbeit verurteilt worden war.

Dreißigstes Kapitel.

Die Maslowa konnte mit dem ersten Gefangenentransport, der abging, abgefertigt werden; deshalb bereitete Rechljudow sich auf die Reise vor. Er hatte aber so viele Angelegenheiten zu erledigen, daß er fühlte, er würde sie bei aller freien Zeit niemals erledigen. Es war das gerade Gegenteil von dem, was früher stattgefunden hatte. Früher hatte er nachdenken müssen, was er thun solle, und das Interesse an allen Dingen war stets ein und dasselbe gewesen: Dmitri Iwanowitsch Rechljudow; dabei waren, trotzdem das ganze Interesse am Leben sich damals auf Dmitri Iwanowitsch konzentrierte, alle Dinge langweilig gewesen. Jetzt betrafen alle Angelegenheiten andre Menschen und nicht mehr Dmitri Iwanowitsch; und alle waren interessant und anziehend, und es waren ihrer eine unzählige Menge vorhanden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die chinesische Rebellion in geschichtlicher Beleuchtung.

Aus den Auslassungen, die man in den letzten Tagen seitens der verschiedenen China-Autoritäten gelesen hat, geht mit großer Klarheit die eine Thatsache hervor, daß die chinesischen Verhältnisse im allgemeinen und die gegenwärtige Lage im besonderen sogar für die besten Kenner der dortigen Verhältnisse schwer zu beurteilen sind und in ihren Folgen gar nicht abzusehen ist. Wie die Sekte der Boxer entstanden ist, was sie für Ziele eigentlich verfolgt, in welchem Verhältnis sie zur Regierung steht, welchen Ausgang die Rebellion nehmen wird — das sind beinahe ebensoviel Räthsel wie Worte, auf die bisher nur wenige erhellende Streiflichter gefallen sind. Es liegt selbstverständlich nahe, einen Vergleich zwischen dem Boxer-Aufstand und der letzten großen Rebellion der Taiping ziehen zu wollen, und das ist auch bereits sattfam geschehen. Wie weit ein Vergleich überhaupt möglich ist, läßt sich auch schwer feststellen, jedenfalls wird es von Vortheil sein, auch andre geschichtliche Ereignisse früherer Zeit noch heranzuziehen, um eine Vorstellung von der Bedeutung und dem Wesen der chinesischen Rebellionen zu erhalten. Leicht ist auch diese Aufgabe allerdings keineswegs. Es giebt freilich ein umfangreiches Werk in englischer Sprache, verfaßt von Meadows, weiland chinesischem Dolmetscher im britischen Dienst, das den Titel trägt: „Die Chinesen und ihre Rebellionen“, und daraus sollte man wohl eingehende Aufklärung zu schöpfen erwarten. Auch in diesem Buch ist wenig sachliches Material enthalten, und nur einige allgemeinere Ausführungen sind bemerkenswert.

Zunächst das Verhältnis der kaiserlichen Regierung zum Volk: Die Gesetzgebung muß nach allgemeinen Grundsätzen geschehen, die dem Volk wohl bekannt sind. Der Kaiser und seine Minister müssen überdies beständig darauf achten, daß die bereits bestehenden Gesetze gerecht und unparteiisch angewandt werden. Dies sind immer unerlässliche Vorbedingungen für die feste Begründung und den längeren Bestand von Dynastien in China gewesen. Fehlgriffe, gleichviel ob

aus eigenem Willen oder infolge des Drucks unaufrichtiger Ereignisse, ziehen unvermeidlich zuerst die Gleichgültigkeit und Verachtung des Volkes nach sich, dann ausgesprochene Abneigung, weiterhin Unordnung, Aufstände, Räubereien, Widersetzlichkeit gegen die örtlichen Behörden und schließlich eine Rebellion, die auf einen Wechsel der Dynastie ausgeht. Ist eine solche Rebellion erfolgreich, so genügt diese Thatsache für das chinesische Volk, um die Absetzung der alten Herrscherfamilie als ein vom Himmel gewolltes Werk geheiligt erscheinen zu lassen. Die normale chinesische Regierung ist im wesentlichen auf moralischer Kraft aufgebaut, sie ist kein Despotismus. Militär und Polizei wird in genügender Zahl unterhalten, um kleinere Zusammenrottungen zu bezwingen, ist aber in ihrer Menge und Beschaffenheit gänzlich ungeeignet, ein unzufriedenes Volk niederzuhalten. Aber obgleich kein Despotismus, ist diese selbe Regierung nach Form und Zusammensetzung eine reine Autokratie. In seinem Bezirk ist der Beamte absolut, in seiner Provinz der Gouverneur, im Reich der Kaiser. Das chinesische Volk hat kein Recht der Gesetzgebung, kein Recht der Selbstbestimmung für die Steuern, keine Macht, die Beamten zu beseitigen und durch andre zu ersetzen, ihre Vergehungen einzuschränken oder ihnen Gehalt zu thun. Daher hat das chinesische Volk ein Recht zur Rebellion. Die Rebellion ist in China das alte, oft erprobte, legitimierte und konstitutionelle Mittel, einer willkürlichen und fehlerhaften Gesetzgebung und Verwaltung ein Ende zu machen. Es wäre eine ungeheuerliche Behauptung zu sagen, daß ein arbeitssames und kultiviertes Volk in keiner Beziehung ein Recht haben sollte, schlechter Regierung und Tyrannei entgegenzutreten, die seine Kultur, seine Erwerbsthätigkeit und schließlich seine Existenz als Volk untergraben muß.“ Diese Ausführungen sind zweifellos interessant und enthalten einen richtigen Kern. Zur Beurteilung der chinesischen Verhältnisse ist noch eine weitere Stelle aus dem Buche von Meadows der Erwähnung wert, wo es heißt: „Von allen Völkern, die einen gewissen Grad der Civilisation erreicht haben, sind die Chinesen das am wenigsten revolutionäre und das am meisten zur Rebellion geneigte.“ Es wird der hier durchaus verständliche Unterschied zwischen Rebellion und Revolution gemacht, demzufolge die erstere gegen die herrschende Regierung zwecks Erhaltung der Staatsgrundsätze, die letztere auf den Umsturz der Staatsgrundsätze selbst gerichtet ist, revolutionäre Bewegungen wenden sich demnach gegen Principien, rebellische gegen Personen. So weit unsre genauere Kenntnis der Geschichte reicht, hat es in China nur eine eigentliche große politische Revolution gegeben, die etwa vor 2100 Jahren zum Austrag kam und zur Umwandlung eines aus zahlreichen Fürstentümern zusammengesetzten Fudalstaats in ein einheitliches Kaiserreich führte. Rebellionen hat es in China mehr gegeben als in irgend einem Staate der Welt!

Der Entstehung nach lassen sich verschiedene Arten der Rebellionen in China unterscheiden, wenn man die geschichtlichen Ereignisse der vergangenen Jahrhunderte und Jahrtausende in Betracht zieht. Da sind zunächst mehr lokale Bewegungen, die aus einer wenigstens fürs erste in beschränkten Kreisen erregten Unruhe hervorgehen. Wenn ein thranmischer Mandarin durch willkürliche Gesetzesverwaltung seine Befugnisse über ein gewisses Maß hinaus überschreitet, so wird der Volkswiderstand erregt und zwar vorerst zu einer passiven Opposition: die Handelsleute schließen ihre Läden, die Arbeiter hören auf zu arbeiten, die Boote auf den Flüssen und Kanälen stellen ihren Verkehr ein, kurz es entsteht ein allgemeiner Streik der an der produktiven Arbeit und dem Handel beteiligten Bevölkerungsklasse. Außerdem steht dem Volk die Beschwerde an eine höhere Autorität zu. Wenn nun aber diese sowie der durch den Streik unter eignen Entbehrungen ausgeübte Druck erfolglos bleibt, so greift das Volk zur Gewalt, deren Bestreben auf die Ermordung der tyrannischen Mandarinen hinausgeht. Durch solche Bewegungen, die immerhin einen beträchtlichen Umfang annehmen können, ist der Bestand der kaiserlichen Dynastie zunächst nicht bedroht. Erst wenn die Notwendigkeit zu derartigen Aufständen sich häuft, werden sie auch der höchsten Staatsgewalt gefährlich. Solche Aufstände sind zu den besten Zeiten des chinesischen Reichs stets vorhanden gewesen, ein solcher spielte sich unter den Augen der europäischen Kaufleute in der Mitte des 19. Jahrhunderts in der Umgebung von Ning-po ab. Daß die Geheimgesellschaften oder Sekten, die in allen chinesischen Provinzen bestehen, dabei eine wichtige Rolle übernehmen, ist bekannt und braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Eine zweite Art der Rebellion, die mit der vorigen in Verbindung treten kann, besteht darin, daß ein Mann aus dem Volke, oft aus den niedersten Schichten, für irgend eine Idee, die endgültig immer auf den Sturz der gegenwärtigen Regierung abzielt, eine Gefolgschaft findet, seine Macht immer weiter ausdehnt, die lokalen Behörden und ihren Widerstand über den Haufen reut und schließlich zu einer Höhe emporwächst, die den Bestand der Dynastie in Frage stellt. Es hat sich mehr als einmal in der chinesischen Geschichte ereignet, daß auf solche Weise die Herrschaft einer ehemals mächtigen und lange auf dem Thron gewesenen Kaiserfamilie zu Grunde gerichtet wurde. Die kraftvollste aller eingeborenen chinesischen Dynastien, die der Han-Kaiser, hat sich auf diesem Wege auf den Thron gesetzt. Ihr Begründer war seiner socialen Stellung nach ein Mann aus der Hefe des Volks, der Anführer einer Räuber- und Diebesbande. Die mongolische Dynastie, die unter dem gewaltigen Tschingis-Khan die Herrschaft auch über China erwarb, wurde gestürzt durch einen Mann Namens Tschu, der

ursprünglich nicht mehr gewesen war als ein Diener oder Aufwärter in einem buddhistischen Kloster. Dieser wurde dann unter dem Namen Lai-tsu der erste Kaiser der Ming-Dynastie, die den gegenwärtig herrschenden Mandschus vorausging. Endlich läßt sich noch eine dritte Art der Rebellion nennen, die auch verschiedentlich einen Wechsel der Regierung herbeiführt hat und die man mit den Prätorianer-Küsten des römischen Kaiserreichs vergleichen kann. Sie geht von dem Heere und ihren Führern aus, die ihre Macht gegen den angestammten Herrscher wenden und auf seinen Sturz hinarbeiten. Eine derartige Rebellion bestand in China vor dem Fall der Ming-Dynastie und hätte dem Staate aus sich heraus eine neue Kaiserfamilie gegeben, wenn nicht der schmachtlose letzte Ming-Kaiser die Mandschus ins Land gerufen hätte, die nun ihrerseits den Herrscherthron eroberten.

Man kann dem Verständnis der chinesischen Rebellion noch auf einem andern Wege näher kommen, indem man sie nach ihrer Entstehung aus inneren Gründen untersucht. Die Einteilung ist freilich äußerst schwierig, da immer viele Einflüsse ineinandergreifen, aber es lassen sich doch einige leitende Gesichtspunkte herausheben. Danach wird ein Teil der Rebellion veranlaßt durch sociale Not und durch Erwerbsrückichten. Dem Ausbruch der großen Taiping-Rebellion ging eine ganze Reihe derartiger Aufstände gefährlicher Art voraus. Im Anfang der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts herrschte in der Provinz Kiang-si eine solche Not und Verwahrlosung, daß die Leute ihre Weiber und Kinder verkannten und Tausende von Menschen keine andre Nahrung hatten als Baumrinde. Im Jahre 1834 zerstörte ein Erdbeben in der Provinz Honan 95 Ortschaften, und zu gleicher Zeit starben in der benachbarten Provinz Gu-pe Tausende und Abertausende den Hungertod. In den Jahren 1839 bis 1841 wurde die ganze Provinz Szechwan ein Theater des Elends und der Anarchie, die Not wuchs derart an, daß Tausende sich von einer Erdart zu nähren versuchten, die mit einigen Reislörnern vermischt und zu „Kuchen“ gebacken wurde. Nimmt man zu solchen Ereignissen noch die Häufigkeit der in fürchterlichster Ausdehnung auftretenden Epidemien, so wird es verständlich, daß bei derartigen Zuständen das Volk in eine Verfassung geraten muß, die notwendig zu einer anständigen Bewegung führt. Die Folgen können sehr schwere sein, im allgemeinen aber sind sie nicht geeignet, die Sicherheit des ganzen Reichs zu gefährden. Eine zweite wichtige Veranlassung zu Rebellionen beruht auf den Gegensätzen der Religion und der Massenabkunft. Für diesen Fall giebt es sehr zahlreiche Beispiele, und besonders ist es die nuhammedanische Bevölkerung in den westlichen Provinzen Chinas gewesen, die ihrem Triebe nach Selbstständigkeit und ihrem religiösen Fanatismus auf gewaltsame Weise Ausdruck verliehen hat. Die fürchterliche Rebellion der Panthay, die besonders in der Provinz Yunnan und den benachbarten Provinzen wüthete, sowie der noch in frischer Erinnerung hastende Aufstand der Dunganen in Kansu können als typische Ereignisse dieser Art gelten. Das dritte treibende Motiv, das selbstständig wirkt oder als Bevollkommnung zu den andern Beweggründen hinzu tritt, ist die politische Unzufriedenheit, der Haß gegen die herrschende Dynastie. Die Mandschus haben sich, mit Ausnahme der Zeit ihrer größten Blüte im 17. Jahrhundert, niemals ganz sicher auf ihrem Thron fühlen können, denn es gab immer weite Kreise im chinesischen Volk, die auf die Wiederherstellung einer eingeborenen Kaiserherrschaft hinarbeiteten.

Die Versuchung liegt nahe, den gegenwärtigen Boxer-Aufstand mit einer der früheren Rebellionen zu vergleichen und ihn somit aus der Vergangenheit erklären und verstehen zu wollen. Jedoch ist das sehr schwierig, wie wir bereits eingangs bemerkten. Die Europäer haben noch immer zu wenig Verständnis für die chinesischen Verhältnisse und zu wenig Erfahrung, um dortige Ereignisse einigermaßen richtig abschätzen zu können. Wie sehr diese Behauptung zutrifft, geht aus der Thatsache hervor, daß ein in den damaligen chinesischen Verhältnissen sehr bewandertes Mann, der englische Kommandant Urine, der ein großes Buch über die Taiping-Rebellion geschrieben hat, noch im Jahre 1862 über deren Ausgang und Bedeutung ein Urtheil fällen konnte, das durch den weiteren Verlauf der Bewegung als gänzlich unrichtig erwiesen wurde, er meinte, daß die Erfolge der Taiping zum Sturz der buddhistischen Religion führen würden. Auch die größten Autoritäten über China, die wir heute haben, haben sich über das Wesen und die Aussichten des Boxer-Aufstands nur in sehr unbestimmter Weise äußern können. Daß die Verhältnisse besonders infolge der unmittelbaren kontinentalen Nähe des russischen Reichs jetzt wesentlich andre sind, als zur Zeit der Taiping-Rebellion, ist klar; wie sich aber die Dinge eigentlich gestalten werden, läßt sich auch nicht einmal für die nächste Zukunft voraussagen. — C. Tieszen.

Kleines Feuilleton.

— Ein angenehmer Besuch. Unter diesem Schlagwort berichtet die „Deutsche Wochenzeitung“ in den Niederlanden, die soeben einen Feldzug wider die Spielhöllen in Amsterdam unternommen: „Montagsvormittags wurde uns die außerordentliche Ehre eines Besuchs seitens der Herren Lange Kobus und Salomon Frankmann, ihres Standes privilegierte Bauernfänger, auf unsrer Redaktion zu teil. Obgleich die Herren, dem Geruch nach zu urtheilen, sich aus der Geneverslache Mut, Kraft und Nederngabe geholt hatten, gelang ihnen doch keine schlagende Beweisführung. Der „Lange Kobus“ war

tief darüber entrüstet, daß wir sein „oerzaam speelhuis“ eine Höhle, Spelunke usw. und ihn einen Räuber, Gauner usw. genannt haben. Er erklärte, in seinem „oerzaam speelhuis“ würde bei Tag und Nacht gespielt von „netten“ Leuten; das wisse auch die Polizei und darnach lasse sie ihn in Ruhe. Dabei exercierte er vor den drei Redaktionsmännern mit einem massigen Knüttel, jedoch nicht in einer Weise, die es nötig gemacht hätte, an seinem Korpus zu demonstrieren, daß ein Revolver eine eindringlichere Sprache spricht als ein Knüttel. Salomon Frankmann dagegen zeigt weltmännische Formen und versucht, den Gentleman herauszubringen, wobei er jedoch durch seine Physiognomie schlecht unterstützt wird. Er vertritt in seiner Anlage wie Verteidigung den gewiegten Kriminalstudenten. Er fühlt seine „oer een goeden naam aangeerd“, weil er von uns bezichtigt wurde, den Kellner Willy „ausgeraubt“ zu haben. Auch er besucht nur „oerzame speelhuizen“ und spielt Karten, aber rauben — chot sal me bewaagen! Da der „Lange Kobus“ sich zu einer Verbaljurie unter Zeugen hinreichend ließ, was selbst das niederländische Strafgesetzbuch nicht gestattet, so veränderte sich plötzlich der Schauplatz. Unter der Thür erschienen zwei Polizeidiener und hinter ihnen noch zwei „Kauschmeijer“ mit einigen Quadratdecimetern Handfläche und sehr ausgebildeten, an Cervelatwürste erinnernden Fingern. Der freundlichen Einladung folgend, zogen die Besucher ohne Bräutlinge ab. Solche Besuche sind ja sehr lehrreich und unterhaltend, aber wir müssen andre Mitglieder der edlen Bauernfängerzunft in ihrem eignen Interesse ersuchen, wenn sie uns in Zukunft wieder der Ehre ihres Besuchs theilhaftig werden lassen, gewisse Formen zu beachten. So ist das Betreten der Redaktion stets nur einer Person gestattet. Das gleichzeitige Eindringen einer zweiten Person wird als Hausfriedensbruch betrachtet. Auch ist es verboten, Knüttel, Degenlöde oder Schlagringe mitzubringen und die Redacteurs damit zu berühren. Wer letzterer Vorrichtung zuwiderhandelt, kann sich, in Uebereinstimmung selbst mit dem Niederländischen Strafgesetzbuch, als Angelfang betrachten. —

— Merkwürdiges Verhalten eines Quecksilbertropfens.

Seit längerer Zeit ist bekannt, daß niedere Organismen, die einer selbständigen Bewegung fähig sind, wie Amöben, Infusorien, Bakterien u. a., durch gewisse chemische Stoffe angelockt werden. Wenn man z. B. ein mit einer schwachen Lösung von Chloralium oder von Pepton gefülltes Haarröhrchen in einen Wassertropfen bringt, in dem sich Bakterien herumbewegen, so sieht man diese nach einigen Sekunden zu der Mündung des Röhrchens hineinrennen und sich dort ansammeln. Die Amöben und die nackten Schleimklimpchen (Plasmodien) der Myxomyceten (Schleimpilze) kriechen in der ihnen eigentümlichen Weise unter Vorstreckung von Fortsätzen nach dem Reizmittel hin. Man bezeichnet diese Fähigkeit der Organismen, von gewissen Stoffen angezogen zu werden, mit dem Namen Chemotaxie. Die chemotaktische Reizbarkeit ist offenbar für die in Frage kommenden Lebewesen vorteilhaft, insofern sie dadurch zu guten Nährmitteln hingeführt und in deren Nähe festgehalten werden. Neuerdings hat nun der Physiologe Prof. Julius Vernestein in Halle ganz ähnliche Bewegungen an einem Quecksilbertropfen wahrgenommen. Den Ausgangspunkt zu seinen Beobachtungen lieferte folgender 1858 von Paalzwow angestellter Versuch. Uebergießt man in einem flachen Schälchen einen Quecksilbertropfen mit verdünnter Schwefelsäure und legt einen kleinen Kristall von doppeltchromsaurem Kali dicht neben ihn, so treten periodische Gestaltsveränderungen an dem Quecksilbertropfen auf, indem er sich abwechselnd gegen den Kristall hin abflacht und wieder von ihm zurückzieht. Der Vorgang beruht darauf, daß bei Gegenwart der Säure das doppeltchromsaure Kali die ihm zugewendete Oberfläche des Quecksilbers oxydiert und dadurch die Oberflächenspannung an dieser Seite des Tropfens vermindert. Alsobald löst sich aber das entstandene Quecksilberoxyd in der Schwefelsäure auf, wodurch die Quecksilberoberfläche wieder metallisch wird und ihre Spannung sich wieder vermehrt. Beim ersten Vorgange fließt das Quecksilber gegen den Kristall hin, beim zweiten springt es zurück. Professor Vernestein zeigt nun im jüngst erschienenen Hefte von Pflügers „Archiv für die gesamte Physiologie“, daß man durch geeignete Versuchsanstellung den Quecksilbertropfen dahin bringen kann, wirkliche Ortsbewegungen zu vollführen. Eine der Formen, in denen der Versuch am besten gelingt, ist folgende: Man bringt einen Quecksilbertropfen in eine Glaschale mit oberem Boden, der genau wagerecht gestellt wird. Hierauf gießt man etwas verdünnte Salpetersäure hinein und legt ein kleines Stüchchen doppeltchromsauren Kalis in einer Entfernung von mehreren Centimetern von dem Quecksilbertropfen auf den Boden der Schale. Sobald die sich kreisförmig ausbreitende gelbe Lösung des Kristalls den Quecksilbertropfen erreicht hat, setzt sich dieser mit einem plötzlichen Aud in Bewegung und stürzt geradestwegs auf den Kristall los. In wenigen Sekunden hat er ihn erreicht. Man sieht ihn aufs lebhafteste die oben geschilderten zudenden Formveränderungen vollführen. Verschiebt sich hierdurch der Kristall, so verfolgt der Tropfen ihn, entfernt sich und nähert sich ihm wiederholt unter schnellenden Bewegungen und Ausdehnung langgestreckter Fortsätze, die schnell wieder eingezogen werden. Dieses lebhafteste Spiel macht ganz den Eindruck von Bewegungen eines lebenden Organismus. Es dauert so lange, bis der Kristall aufgezehrt ist oder der Tropfen sich durch Zufall zu weit von ihm entfernt hat.

Diese merkwürdigen Erscheinungen sind geeignet, die von dem

Botaniker Verhöltd, dem Physiker Quinde und dem Physiologen Verwoyn vertretene Anschauung zu stützen, daß die amovoiden und verwandten Bewegungen auf Veränderungen der Oberflächenspannung der lebenden Substanz beruhen. Selbstverständlich kommen bei dem lebenden Protoplasma noch andre Bedingungen hinzu, wodurch die Bewegungen mannigfache Abänderungen erfahren können. — (Tägl. Rundsch.)

Kulturgeschichtliches.

— Lesen und schreiben sind zwei kulturgeschichtliche bedeutende Wörter. Lesen hat ursprünglich die sinnliche Bedeutung des Auffammelns (eigentlich einer Spure oder einem Striche nachgehen), wie sie noch in Auslese, Weinslese, Erbsen-, Linsenlesen hervortritt. So im Märchen Aschenputtel: „Das Mädchen ging durch die Hinterthür nach dem Garten und rief: Ihr zahmen Läubchen, ihr Turteltaubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helfet mir lesen.“ Neben dieser ältesten Bedeutung entwickelte sich schon frühzeitig die andre: Worte, Schrift lesen. Die kleinen mit Nummern versehenen Stäbchen wurden nach Tacitus Germania (Kap. 10) auf die Erde geworfen, dann von dem Priester aufgehoben, und aus den zusammengesehten Stäbchen wurde die Zukunft enthüllt. Die Buche eignete sich besonders dazu, daß aus ihrem Holze solche Stäbchen zu Loos und Weissagung geschnitten wurden. So führt uns das Wort lesen und Buchstabe unmittelbar in die heidnische Zeit. Wie Buch mit Buche zusammenhängt, so bedeutet auch im Lateinischen liber zuerst Bast, dann Buch und im Griechischen gleichfalls biblos Bast, Linde, weiterhin, weil sie zum Bemalen und Beschriften diente, Brief, Buch. Von diesem Worte biblos ist biblion abgeleitet, dessen Mehrzahl biblia die h. Schriften bezeichnet und später als weibliche Einzahlform empfunden wurde. Das Wort „schreiben“ stammt aus dem Lateinischen scribere, wofür es aber früher noch ein deutsches Wort gab, das jetzt noch in reihen, rigen sich erhalten hat (englisch to write); man gebrauchte diesen Ausdruck, weil die Armerzeichen auf die Buchenslächchen eingeritzt wurden. Schreiben und lesen war noch im Mittelalter eine seltene Gabe, und auch hochstehende Männer brachten es in dieser Kunst nicht weit. Die Kenntnis des Lesens war ein Zeichen seltener Gelehrsamkeit. So rühmt Hartmann von der Aue im Namen Heinrich von seinem Mitter:

Ein ritter so geklet was
Daz er an den buochen las.

Ebenso war die Stellung des Schreibers noch ein Ehrenamt. Später allerdings kam dieser Titel in Mißachtung, und schon Junggraf macht folgende Bemerkung: „Eginhardus, Keyser Caroli Schreiber oder Secretarius, wie man es heut nennt, da die Schreiber mit mehr Schreiber heißen mögen, weil es gar zu teutsch ist und jeder ein fremden Namen haben will.“ —

Geologisches.

— Die Schallerscheinungen bei Erdbeben sind unlängst von Charles Davison einer eingehenden Untersuchung unterzogen worden. Im allgemeinen sind alle Erdbeben von Schallerscheinungen begleitet, doch kommen auch unterirdische Detonationen vor, ohne daß ihnen Erschütterungen folgen. Das großartigste, mit nichts vergleichbare Beispiel dieser Art bildet die Erdbebung, welche unter dem Namen des Gebrülls und unterirdischen Donners von Guanaguato auf dem mexikanischen Hochlande bekannt ist. A. v. Humboldt hat eine unvollständige Beschreibung desselben gegeben. Das Getöse dauerte seit Mitternacht des 9. Januar 1784 über einen Monat. Es war, als lägen unter den Füßen der Einwohner schwere Gewitterwolken, in denen langsam rollender Donner mit kurzen Donnerschlägen abwechselte. Fast alle Einwohner verließen vor Schrecken die Stadt, in der große Massen von Silberbarren angehäuft waren. Die Mütigen kehrten indessen, als sie sich an den unterirdischen Donner gewöhnt hatten, zurück und kämpften mit einer Räuberbande, welche sich inzwischen der Schätze bemächtigt hatte. Das Gebrüll verzog sich, wie es gekommen war, mit abnehmender Stärke, ohne daß an der Oberfläche oder in den 500 Meter tiefen Gruben irgend ein leises Erdbeben bemerkt worden wäre, auch hat sich die fürchtbare Erscheinung nicht wiederholt. In den meisten Fällen geht, wie Davison nachgewiesen, die Stärke des Geräusches mit der Heftigkeit des Erdbedenstoffes Hand in Hand. Gewöhnlich behält das Geräusch auch seinen Charakter und ändert sich nur in der Stärke. Die Beobachter vergleichen diese dumpfen Geräusche mit dem Rollen vorüberfahrender Eisenbahnzüge oder schwerer Lastwagen, mit dem Niederfallen schwerer Gegenstände, mit Explosionen, mit dem Abblenden von Steinmassen, auch mit dem Heulen und Pfeifen des Windes. Bisweilen wird das Geräusch allmählich lauter und hört dann plötzlich auf, oder es beginnt sehr stark und erlischt langsam. In einer Beziehung zeigt das Geräusch indessen eine merkwürdige Gleichmäßigkeit in dem ganzen erschütterten Gebiete, nämlich in Mäßigkeit auf die große Tiefe seines Manges. Sie liegt oft an der Grenze der Hörbarekeit für tiefe Töne, so daß es bisweilen von Personen vernommen wird und von andern nicht, obgleich alle sich in dem nämlichen Raum befinden. Bei einigen Erdbeben fallen die Erschütterungsgebiete und die Gebiete, in denen Geräusche vernommen werden, zusammen, in vielen Fällen, besonders von leichten Erdbeben, wird aber das unterirdische Geräusch auf einer weit größeren Fläche gehört als die Erschütterung gefühlt. Die Beobachtungen, besonders bei schwachen Erdbeben, ergaben, daß das

Geräusch meist dem Stoß vorhergeht. Bei gewissen starken Erdbeben, besonders in Südamerika, entstand das Getöse erst nach der eigentlichen Katastrophe. Das fürchtbare Erdbeben, welches am 4. Februar 1797 die Stadt Moabamba zerstörte, war von gar keinem Getöse begleitet. Diese Erdbeben waren allerdings auch sogenannte vulkanische, die von den nicht vulkanischen, welche vorwiegend in Europa auftreten, verschieden sind. Nach Davison entsteht das Erdbeben-Geräusch bei diesen durch das Gleiten unterirdischer Gesteinsmassen aneinander vorbei. Die Verschiebungen solcher Massen tief im Innern der Erde erzeugen die Bodenbewegungen, welche als nichtvulkanische oder tektonische Erdbeben bekannt sind. Der Herd des Vorgangs ist in Wirklichkeit eine unterirdische, gegen den Horizont geneigte Fläche, die sich in horizontaler Richtung oft sehr weit erstrecken mag. Von allen Punkten dieser Fläche gehen Erschütterungswellen aus: die großen und langsamen Wellen kommen meist vom centralen Gebiete, die kleinen und schnelleren von den Randgebieten, und diese letzteren sind es hauptsächlich, welche die merklicheren Schallerscheinungen bei Erdbeben hervorrufen. —

Technisches.

— Ueber eine neue Hochofenkonstruktion sprach auf der Frühjahrsversammlung des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute in Düsseldorf Generaldirector F. Burgas. Die neue Konstruktion besteht der Hauptsache nach darin, daß die seither übliche starke Mauerkonstruktion durch einen starken eisernen Mantel ersetzt, und dieser von außen durch Wasserberieselung gekühlt wird. An angestellten Wandtafeln und Modellen zeigte der Redner, wie das neue System entstanden ist. Die alte und bisher üblich gewesene Konstruktion, welche Mauerstärken von 1 bis 1½ Meter aufweist, hat wiederholt Veranlassung zu großen Ausfressungen und damit in Zusammenhang stehenden Veränderungen des Schachtprofils gegeben. Diese haben aber einerseits wieder Unregelmäßigkeiten im Betrieb und andererseits einen größeren Coaksverbrauch zur Folge, woraus sich eine inökonomische Arbeitsweise ergibt. Eine weitere Folge dieser Störungen ist die geringere Betriebsdauer des Ofens. So kommt es nicht selten vor, daß Hochöfen durch derartige Schachtzerstörungen schon nach 1 bis 2 Jahren außer Betrieb gesetzt werden mußten, auch haben sich hier und da Unglücksfälle durch Zusammenbrechen des Ofenschachts ereignet. Bei der vom Redner vorgeschlagenen neuen Bauweise besteht der Ofenschacht aus einzelnen aufeinander Segementen von etwa 2 Quadratmeter und 70 bis 80 Millimeter Dicke, die mit einer dünnen Chamotteschicht ausgekleidet sind. Der eiserne Mantel wird von außen mit Wasser gekühlt. Auf der Hütte „Vulkan“ bei Duisburg ist ein derartig konstruierter Ofen schon seit einem Jahr im Betrieb und hat sich in allen Teilen bewährt, so daß er wohl als Dauerbrandofen bezeichnet werden kann. —

Humoristisches.

— Vorsichtig. Sie: „Wie das Hundel so schön bittet!... Geh!, Karl, gib ihm doch die Haut!“
Er: „Ja warum nicht gar! Glaubst Du etwa, ich will mich nachher von der Kellnerin dafür anschauen lassen, als ob ich die Wurst mit der Haut gegessen hätt!“ —
— Angenehme Kundschaft. Lebemann (zum Schneider): „Gut, ich werde Ihre Kundschaft — aber das sage ich Ihnen gleich: ich zahle immer erst, wenn ich wieder mal heirate!“ —

Notizen.

— In München werden 1901 Künstlergenossenschaft und Seceßion wieder gemeinsam im Glaspalast eine internationale Kunstausstellung veranstalten. —
— Das Stipendium der Meherbeer-Stiftung für Tonkünstler ist diesmal nicht zur Verteilung gelangt, da kein Bewerber den gestellten Aufgaben in genügender Weise gerecht geworden ist. —
— In einem Preisauschreiben der Eisenbahndirektion Altona betreffend Entwürfe für das Empfangsgebäude nebst Bahnhofsanlagen auf dem neuen Hauptbahnhofe in Hamburg sind Preise von 12000 M., 6000 M. und 3000 M. ausgesetzt. —
— Für ein Rathaus in Dresden sind für die besten Entwürfe Preise von 10000 M., 6000 M., 3000 M. und 1000 M. ausgesetzt worden. —
— An der Deutschen Hochschule zu Berlin-Charlottenburg ist eine Lehrstelle für Unterbindung der pflanzlichen und tierischen Fette, Öle und Wachstern, Minerale und übrigen Kaphitaprodukte geschaffen worden. —
— Der Allgemeine deutsche Verein für Schulgesundheitspflege beginnt seine öffentliche Tätigkeit mit der diesjährigen Versammlung, die im Anschluß an die Naturforscher-Versammlung in Aachen stattfindet. Der Verein bezweckt: 1. die Verbreitung der Lehren der Hygiene in den Schulen des Deutschen Reichs, 2. Die Verhütung der durch die Schule verursachten gesundheitsschädigenden Einflüsse auf Lehrer und Schüler. —